

# Hakuna Matata

## Ein Afrika-Krimi

Helge Endres

© 2022 Helge Endres

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede von  
Dataform Medio GmbH, Wien  
[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at)

978-3-99139-230-9 (Softcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors Helge Endres unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

# 1.

Die junge Löwin lag etwas abseits des Rudels im Schatten eines weit ausladenden sehr alten Maulbeerfeigenbaums und säugte ihre beiden Jungen. Es waren ihre ersten, die sich jetzt an ihren Zitzen zu schaffen machten.

Sie hatte die Jungen vor etwa einem Monat dem Rudel zugeführt. Bis dahin hatte sie Glück gehabt. Die Jungen waren, während die Mutter jagte, meist im Versteck geblieben und dabei nicht von Hyänen oder anderen Räubern entdeckt worden. Jetzt würden sie bald selbst mit ihrer Mutter auf die Jagd gehen.

Der Tag war klar. Unter einem Himmel aus Blau und Hitze lag ein Landstrich von außergewöhnlicher Schönheit. Die Löwin blieb wachsam, obwohl sie sich unbeobachtet fühlte.

Sie konnte nicht spüren, dass ein Fernglas auf sie gerichtet war. Im Schatten eines aus Lehmziegeln errichteten kleinen Unterstandes, den die Wildhüter des Nationalparks in unregelmäßigen Abständen aufsuchten, saß ein Mann. Er war groß, über einen Meter neunzig, schlank, ungefähr Mitte dreißig. Sein Haar, das den Eindruck einer gewissen Jugendlichkeit verstärkte, war eher dunkel. Ein markantes Kinn und der feste Zug um den Mund machten das Gesicht attraktiv. Es hatte nichts

von der Fadesse herkömmlichen guten Aussehens.

Der Mann trug ein Tropenhemd aus Baumwolle unter einer ärmellosen Safarijacke, seinen Wagen hatte er etwas abseits und so gut wie nicht einsehbar unter dem Blätterdach einiger Büsche abgestellt. Neben seinem Campingstuhl stand eine Kühltasche. Der Mann schien auf langes Warten vorbereitet zu sein. Seine Füße steckten in weichen, vielfach getragen aussehenden Schnürstiefeln, unter seiner Jacke zeichnete sich ein Schulterhalfter undeutlich ab.

Er setzte sich bequem hin, holte seine Waffe aus dem Halfter, überprüfte sie sorgfältig, lud durch, drückte den Sicherungshebel und steckte sie dann wieder ein. Die Aufmerksamkeit für seine Umgebung hatte dabei nicht nachgelassen. Es war so still, dass er seinen eigenen Herzschlag hören konnte.

Der Mann griff nach seiner Kühltasche und entnahm ihr ein Schinkensandwich und eine Plastikflasche mit Tee. Er aß das Sandwich mit Genuss und trank dazu in kleinen Schlucken. Seine Augen folgten einer Reifenspur, die sich undeutlich im Gras abzeichnete. Sie beobachteten einen grünlichgoldenen glänzenden Käfer, der unbeirrt die kleinen Erhöhungen und Vertiefungen der Spur entlang krabbelte. Nachdem er die Bemühungen des Käfers eine Zeitlang verfolgt hatte, griff der Beobachter wieder nach seinem Fernglas und schaute zum Maulbeerfeigenbaum hinüber.

Der Schatten des Baumes war gewandert. Die Löwin und ihre Jungen waren nicht mehr auszumachen.

Er war zum ersten Mal in Kenia und fand das Land beeindruckend; übervoll von Leben, Energie, Phantasie und Jugend. Es tat ihm gut dieses Grün zu sehen, die Geräusche des Tages und der Nacht zu hören, diesen Überschwang zu spüren. Die Hütten aus Lehm und Stroh, die Frauen mit ihren locker umgebundenen Tüchern, die kleinen Felder, die vielen Kinder in allen Größen, die schlanken Männer. Alles schien ihm trotz der Armut und des Elends schön und aufregend. Er dachte an die Leichtigkeit, mit der sich die Menschen bewegten und wie sie dazu auch sangen. Die Alten sitzen auf niedrigen Schemeln dabei und schauen mit unerschütterlicher Ruhe zu. Er hatte sie abends tanzen gesehen; die Männer schlugen die Trommeln und die Leute tanzten im Kreis, alte wie junge, die Frauen mit den Kindern am Rücken.

Ohne in seiner Aufmerksamkeit nachzulassen, dachte er an einige Weiße, die er in Nairobi kennen gelernt hatte. An ihr neureiches Gehabe und ihren Hochmut, mit dem sie nur ihren schlechten Geschmack bewiesen. Sie haben das Land, in dem sie leben, nicht verdient, dachte er resignierend, sie wissen es auch nicht zu schätzen. Dieses heiße, atemberaubende Land, in dem alles ungewöhnlich und im Übermaß vorhanden ist.

Er trank einen Schluck Tee und schaute auf die Uhr. Die

Zeit lief, aber sie lief ihm nicht davon. Er konnte gut allein sein, sich umsehen und warten. Er fand es wohltuend, manchmal allein sein zu dürfen.

Nun schien sein ganzes Interesse einer Eidechse mit Rubin-  
augen zu gelten, die unbeweglich im Schatten seiner Kühlta-  
sche lag.

\*

Vor sechs Wochen war er mit der Kursmaschine der Air France auf dem Carthage International Airport in Tunis gelan-  
det. Er hatte von einem Fensterplatz aus den Flug über das Meer sehr genossen. Die hellen Wellenkämme zogen sich bis zum Horizont. Eine Riesenhand schien unermüdlich verschie-  
den breite Pinsel mit weißer Farbe über das unendliche Blau ge-  
zogen zu haben.

Sein Abteilungsleiter bei Europol in Den Haag, ein immer verschlafen wirkender massiger Belgier, der sich etwas schwer und unbeholfen bewegte, hatte ihm über seinen neuen Auftrag nicht viel sagen können. Man werde ihn schon in Tunis einwei-  
sen und umfassend informieren. Der Auftrag sei insofern un-  
gewöhnlich und äußerst delikat, weil die tunesischen Behörden von sich aus sehr diskret um Mitarbeit gebeten hatten. Das habe für das Hauptquartier natürlich eine Verpflichtung

bedeutet, denn es beweise den Stellenwert, den man in Nordafrika der Arbeit der an sich noch jungen europäischen Polizeibehörde beimessen würde.

Er habe ihn, den Österreicher, für den Einsatz vorgesehen. Er käme aus einem Land, das keine koloniale Vergangenheit habe. So wäre man ihm gegenüber in Afrika eher unvoreingenommen, möglicherweise würde er da und dort sogar auf Sympathie stoßen.

Alles in allem hatte er aber den Eindruck, dass sein Chef selbst nicht so recht wusste, um was es gehe und dass er froh war, ihn bald wieder los zu sein.

Am Airport in Tunis hatte ihn noch vor der Pass- und Zollkontrolle eine außergewöhnlich langbeinige, gut aussehende Brünette zur Seite gebeten.

„Sie sind bestimmt Major Schider“, sagte sie lächelnd in akzentfreiem Deutsch.

„Ja, ich bin Wolfgang Schider“, antwortete er ein bisschen aus der Fassung gebracht, „und mit wem habe ich das Vergnügen?“.

Sie hielt ihm ein Etui mit einem Ausweis in Augenhöhe hin: „Chantal Hoffer vom Deuxieme Bureau. Derzeit dienstzugeteilt nach Tunis zum örtlichen Dienst. Ich soll den hiesigen Kollegen bei länderübergreifenden Aufgaben an die Hand gehen.“

„Entschuldigen Sie bitte meine Neugier, aber wo haben sie so ausgezeichnet Deutsch gelernt?“, fragte Schider und legte Koffer und Kleidersack auf einen Gepäckwagen.

“Wir wissen, dass Sie sehr gut französisch sprechen, aber ich habe darauf bestanden Sie abzuholen. Ich komme aus dem Elsass und habe dazu noch zwei Semester in Würzburg deutsch studiert. Den Zoll und die Passkontrolle ersparen wir uns. Dass Sie eine Pistole im Schulterhalfter mitbringen, ist uns bekannt.“

Lächelnd setzte sie hinzu:“ Von der Munition im Koffer wissen wir auch. Unser Wagen wartet dort drüben im Schatten am Parkplatz für das Flughafenpersonal“.

Auf dem Weg zum Auto fragte er sich, was denn das Deuxieme Bureau, der französische Auslandsnachrichtendienst, mit einem Auftrag, der in die Zuständigkeit der Polizei zu fallen schien, zu tun haben könnte. Er wusste, dass er das bald erfahren würde.

Beim Wagen erwartete sie ein Fahrer. Während der das Gepäck im Kofferraum verstaute, nahmen Chantal und Schider auf den Rücksitzen der Limousine mit den dunklen Scheiben Platz.

„Sind Sie schon einmal in Tunis gewesen?“, fragte Chantal beim Anfahren des Wagens.

„Ja, ich habe Urlaub am Meer gemacht und das übliche

Ausflugsprogramm mit Tunis und Karthago absolviert.“

Sie fuhren durch den dichten Verkehr in der Avenue Habib Bourgiba und dann durch die Rue de Greece. In der Nähe der französischen Botschaft bog der Fahrer in eine stille Seitengasse ein. Sie schien nur aus weißen Mauern zu bestehen. Vor einem unscheinbaren kleinen, blauen Holztor blieb er stehen.

„Wir treffen hier Monsieur Abdelkarim, den Chef des hiesigen Dienstes. Inzwischen bringt der Fahrer Ihre Sachen ins Hotel. Wir werden anschließend wieder abgeholt.“

Der Fahrer hatte das Tor aufgeschlossen. Schider musste sich bücken, um durchzukommen. Er trat in einen schattigen Garten mit glitzernden Springbrunnen und peinlich genau beschnittenen Hecken.

In der Halle des Hauses fielen ihm die mit Marmor eingelegten Wände und die hohe Holzdecke auf. Eine Tür öffnete sich lautlos. Ein großer, schlanker Araber trat in die Halle. Er trug einen hervorragend geschnittenen dunkelgrauen Anzug und lächelte gewinnend.

„Willkommen in Tunis, Herr Major“, sagte er in angenehmen Französisch. Er hatte eine lange schmale Nase und gewelltes dichtes, silbriges Haar. Er wirkte selbstbewusst und seine Manieren waren ausgezeichnet.

„Bitte treten sie ein. Es ist immer eine Freude Sie zu sehen“, begrüßte er Chantal.

Mit einer Handbewegung lud Abdelkarim zum Platznehmen ein.

„Ich nehme an Sie nehmen Tee“, sagte er und klatschte in die Hände. Zu einem jungen Mann, der leise eintrat, meinte er nur: „Tee, bitte!“.

Nachdem der süße Tee in kleinen Gläsern serviert worden war, begann der Tunesier das Gespräch. „Ich bin mir sicher, dass man Sie in ihrer Dienststelle schon mit der Sachlage vertraut gemacht hat. Wir haben um die polizeiliche Zusammenarbeit gebeten, weil wir der Meinung sind, dass die Drahtzieher dieses Falles organisierter Kriminalität in Europa sitzen.

Sie machen von dort aus ihre miesen Geschäfte. Ihre Behörde kann in Ihren Mitgliedsstaaten ermitteln.“

Er machte eine kurze Pause.

„Wenn Sie sich wundern, dass wir mit dem Deuxieme Bureau zusammenarbeiten, dann ist das so, weil in diesem Fall der Nachrichtendienst federführend ist. Wir vertrauen dabei nur ganz wenigen Leuten. Die Polizei leistet an sich gute Arbeit. Es besteht aber die Gefahr, dass bei so viel Geld, wie hier im Spiel sein dürfte, der eine oder andere Beamte schwach werden könnte. Diese Versuchung wollen wir den Leuten ersparen.“

Der Araber macht eine kurze Pause und griff nach einem Kästchen.

„Zigarette?“

Nachdem Chantal und Schider angelehnt hatten, meinte er mit einem kleinen Lächeln: „Sehr vernünftig. Ich habe auf Anraten meines Arztes und unter dem sanften Druck meiner Frau auch zu rauchen aufgehört.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Wir haben ein Problem. Dieses Problem ist über unsere Grenzen zu uns hereingetragen worden. Wir sind damit zu einem Nebenschauplatz der organisierten Kriminalität geworden. Ich will das nicht beschönigen. Ich bin mir aber sicher, dass sich nur ein kleiner Teil dieser Aktivitäten tatsächlich bei uns abspielt.“

Wie Sie vermutlich wissen, sind große Mengen abgelaufener Medikamente, die vernichtet gehört hätten, neu etikettiert nach Afrika verschoben worden. Alles hat in Europa eigentlich recht harmlos begonnen. Man hat über Apotheken und Großhändler die Medikamente gesammelt, zum Teil auch noch kurz vor der Ablauffrist. Gutmütige Hausfrauen, eifrige Apotheker und deklarierte Menschenfreunde waren am Werk. So kamen große Mengen zusammen. Zum Teil waren sie gerade noch zu verwenden, zum Teil hätten sie unbedingt vernichtet gehört. Der weitere Weg verliert sich. Aber welch ein Wunder, auf einmal tauchen diese Medikamente in neuer Verpackung in Afrika auf.

In jedem Supermarkt werden Waren angeboten, die knapp

vor der Ablauffrist stehen und daher verbilligt abgegeben werden. Tatsächlich Abgelaufenes muss aber vernichtet werden.

Die Küstenwache hat dann und wann ein Boot aus Italien aufgebracht, das solche Medikamente geladen hatte. Jetzt sind nachgemachte Medikamente auf den Markt gekommen. Die haben mit den Originalen nur mehr den Namen und nicht einmal mehr die Verpackung gemeinsam. Von der Zusammensetzung gar nicht zu reden. Sie sind, so sagen Fachleute, völlig wertlos, bringen aber den Herstellern Riesengewinne. Ich weiß aus meinen Unterlagen, dass Europa ähnliche Probleme hat. Medikamente können über das Internet bestellt werden. Auch da weiß niemand mehr über Zusammensetzung und Ursprungsland Bescheid. Die Beipacktexte sind unverständlich oder fremdsprachig abgefasst.

Das, was jetzt in Afrika auf den Markt kommt, ist so wertlos wie in Tablettenform gepresster Gips, den man mit etwas Zucker- und Fruchtaromen versetzt hat. Es gibt aber auch noch eine andere Methode um an das große Geld zu kommen. Die Pharmakonzerne entdecken ihre Menschenfreundlichkeit und lassen den Hungernden der dritten Welt großartige Medikamentenspenden zukommen. Warum entdecken die plötzlich ihr liebendes Herz? Das will ich Ihnen verraten. Die haben inzwischen ein neues Medikament entwickelt und das muss natürlich auf den Markt.

Die Lager haben frei und geräumt zu sein.

So schickt man einfach das alte Präparat, das gerade noch sechs Monate haltbar ist, in die dritte Welt. Man sonnt sich im Licht der Nächstenliebe, hat dementsprechende Publicity und streicht dabei fleißig steuerliche Begünstigungen, Rückvergütungen, Exportstützungen und was weiß ich noch alles ein. Dazu kommen die gesparten Lagerkosten und das, was man für die Vernichtung abgelaufener Medikamente hätte aufwenden müssen. Alle freuen sich über diese guten Menschen!

Nach dem großen Tamtam liegen die Sachen in den Ländern der Dritten Welt ein paar Wochen irgendwo beim Zoll herum. Niemand ist auf die Idee gekommen, die Einfuhrbehörden und vor allem die kleinen Zollbeamten an Ort und Stelle zu schmieren. Ob man sich nun Haarwassers, Schlankheitspillen oder eines Mittels gegen Malaria entledigt, ist ganz nebensächlich. Die Kasse muss auf jeden Fall stimmen.

Unlängst haben wir einen wirklich großen Fang gemacht. Durch einen glücklichen Zufall, dem wir ein bisschen nachgeholfen haben, haben wir ein Gespräch abgehört und dann gewartet. Auf einem alten Feldflugplatz nahe der algerischen Grenze, der noch aus dem Krieg stammt, ist eine Frachtmaschine ohne Kennzeichen und natürlich ohne irgendwelche Papiere gelandet. Die Piloten, kaum jünger als ihre Maschine, eine

alte DC 3, hatten nur ein dickes Dollarbündel bekommen. Sie waren damit hochzufrieden und haben nicht einmal gewusst, für wen sie eigentlich geflogen sind. Die Crew konnten wir bald wieder laufen lassen.

Die Leute, die die Fracht entladen sollten, konnten uns nur einen der Polizei gut bekannten Inhaber einer dubiosen Importexportfirma hier in der Medina von Tunis nennen. Als wir ihn festnehmen wollten, saß er ganz manierlich in seinem Büro, als habe er uns erwartet. Das hat er aber nicht getan. Es hatte ihn jemand mit einem Damaszenerdolch fein säuberlich an die Lehne seines Bürosessels geheftet.“

Schider nahm einen Schluck Tee und fragte: „Wo und warum soll denn ich nun ins Spiel kommen? Niemand kennt sich hierzulande besser aus als Sie und Ihre Leute. Sie kennen jeden Stein und wissen auch, wann sie ihn umdrehen müssen und wann besser nicht.“

„Ja, wir wissen unter welchem ein Skorpion stecken kann“, schmunzelte der Tunesier. „Ich vergaß zu erwähnen, dass das Flugzeug in Nairobi gestartet war. Also müssen wir dort auch ansetzen. Zuerst sind Sie aber heute Abend unser Gast. Ich habe für Sie und Mademoiselle Chantal einen Tisch zum Abendessen in Sidi Bou Said reservieren lassen.“

Ihr Flug nach Nairobi geht morgen um die Mittagszeit. Sie fliegen über London. Die andere Variante über Doha hätte

wesentlich mehr Zeit erfordert. Die Kollegen in Kenia wissen schon, dass Sie kommen und erwarten Sie. Wir haben Sie zum Mitarbeiter eines Reisemagazins gemacht. Das ist unverfänglich. So können Sie sich für Gott und die Welt interessieren und dabei stehen Ihnen alle Möglichkeiten offen. Die Zeitschrift, die in der Branche einen sehr guten Namen hat, gehört dem französischen Geheimdienst. Alle Unterlagen, die Sie brauchen, also auch das, was ich ihnen jetzt kurz angedeutet habe, liegen in einer Mappe in Ihrem Hotel. Dazu kommt alles, was Sie sonst noch benötigen. Mademoiselle Chantal hat das in die Hand genommen.“

Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Seien Sie unbesorgt, an die Unterlagen kommt niemand. Das Hotel führen wir.“

Nach der Verabschiedung erwartete sie der Fahrer bereits am Gartentor. Beim Einsteigen bemerkte Chantal: „Wenn es ihnen recht ist, bringen wir Sie jetzt ins Hotel. Sie haben damit

Zeit sich ein bisschen frisch zu machen. Ich hole Sie dann in eineinhalb Stunden wieder ab und warte in der Hotelhalle auf Sie. Sind Sie damit einverstanden?“

Kurz darauf hielten sie vor einem hübschen, kleinen Hotel am Place de la Victoire an der Grenze zwischen der Medina und der Neustadt.

Als er zum vereinbarten Zeitpunkt in die Lobby des Hotels kam, trug er einen Khakianzug und ein marineblaues Hemd. Er hatte gerade in einem der bequemen Lederfauteuils Platz genommen, als seine Fremdenführerin eintrat. Sie trug ein duftiges buntes Sommerkleid. Es unterstrich zusammen mit ihrem dezenten Makeup ihre gesunde Bräune.

„Der sieht gut aus“, dachte sie, als sie ihn so dasitzen sah.

„Ist es sehr unhöflich, wenn ich Sie bitte, dass wir gleich losfahren?“, fragte Schider. Sein Lächeln war offen, warm und einnehmend. „Ich möchte den Aperitif noch in der letzten Sonne auf dem Felsen von Karthago nehmen.“

„Einverstanden“, meinte Chantal und wies beim Hinausgehen auf einen kleinen Sportwagen.

„Ich hoffe, Sie vertrauen sich meinen Fahrkünsten an.“

„Sie sind doch sonst in Paris unterwegs. Wie soll Sie denn da der arabische Verkehr überhaupt noch erschüttern? Stürzen wir uns ins Vergnügen!“

Gekonnt steuerte die junge Französin ihren Wagen durch das Gewühl des späten Nachmittagsverkehrs und bog dann in die Straße zu dem kleinen Künstlerstädtchen Sidi Bou Said ab. Das liegt nordöstlich von Tunis auf dem Felsen von Karthago. Jetzt fahren von dort die Touristenbusse wieder in Richtung Hauptstadt, nach Hammamet, Nabeul und zu den anderen Badeorten, und im Ort selbst schien wieder Ruhe einzukehren.

Chantal parkte ihr Cabrio und ging mit ihrem Gast den Weg zum Café de Nattes hinauf. Einem kleinen Mädchen, das in einem Korb Sträußchen aus Jasmin anbot, kaufte Schider ein ganzes Bündel davon ab.

Mit einer leichten Verbeugung überreichte er die Blüten seiner Begleiterin: „Die sind für Sie. Jasmin duftet nicht nur, er soll auch Glück bringen.“

Beim Betreten des Lokals nannte Chantal einen Namen. Den schien der Kellner gut zu kennen. Mit größter Beflissenheit führte er die beiden zu einem Tisch in einer ruhigen Ecke.

Während des Essens, das alle Vorzüge und Raffinesse der französischen Küche mit der tunesischen vereinte, unterhielten sich die beiden über das Städtchen. Schider verblüffte seine Gastgeberin, als er den Besuch des Malers Ernst Macke im Jahre 1914 erwähnte. Dessen Bild „Blick auf eine Moschee“, zeigt das Café de Nattes.

„Wissen Sie auch was denn Nattes sind?“

„Jetzt prüfen Sie mich“, lächelte Schider, „das sind die Schilfmatten auf denen wir hier so bequem sitzen.“

„Wie sind Sie denn zur Polizei gekommen? Sie hätten woanders bestimmt auch Karriere machen können?“

Er schien etwas zu zögern.

„In meiner Familie haben die Männer jeder Generation leider nicht die Fähigkeit, ein Vermögen zu erarbeiten oder zu erheiraten. Ich gehöre zu denen, die mit dem, was man vom Staat bekommt, vorerst einmal ganz zufrieden sind. Das kann sich später durchaus ändern, aber dann ist es zum Umsteigen meist schon zu spät. Ich glaube aber nicht, dass ich in einer Bank, einem Ölkonzern oder wo auch immer wirklich Karriere gemacht hätte. Ich habe nicht die Härte, die man dazu zweifellos braucht. Ich verkaufe meine Seele nicht. Ich lasse es auch nicht zu, dass jemand, dem es gerade gefallen sollte, auf mir wie auf einem Fußabstreifer herumtritt. So kommt man nur unter die Räder und ganz bestimmt nicht in die Chefetage.

Also bin ich Polizist geworden, auch wenn sich der Job auch wesentlich von dem unterscheidet, was uns Film und Fernsehen weismachen wollen. Ich bin nicht der Mann fürs Grobe und ich prügeln mich nicht herum, wenn es sich vermeiden lässt.“

Er schmunzelte: „Ich kann ganz gut zulangen, mir ist aber, um ehrlich zu sein, um meine Anzüge leid. Sie wissen aus eigener Erfahrung, dass unser Alltag sehr oft nur Routine ist. Man sitzt vor dem Computer, wertet Nachrichten aus und liest Zeitung. In denen findet man zumeist überhaupt nichts. So erledigt man den tagtäglich anfallenden Büroalltag.“

Sie nickte zustimmend und beugte sich nach vor. Schider

bemühte sich, ihr nicht zu auffällig in den Ausschnitt zu schauen.

Er setzte lächelnd fort: „Wenn man dann in der Routine zu ersticken glaubt und meint, dazu hätte man nicht nach Den Haag gehen müssen, denn dafür hätten Wien oder Salzburg auch gereicht, dann fliegt man ganz unvermutet über Tunis nach Nairobi.“

„Und das“, setzte er nach kurzem Überlegen fort, „als Reisejournalist. Warum fährt man überhaupt in ein fremdes Land, wo man die Sprache nicht versteht, hängt am Pool herum, bekommt langweiliges Essen und billigen Wein vorgesetzt, und das alles ist durch den Ausblick auf ein paar antike Säulen und Kellner mit schlechtem Englisch etwas ungemein Aufregendes? Und angesichts der Inkompetenz und der offen zur Schau gestellten Lustlosigkeit der Beamten lächeln nur die Fluggäste noch freundlich, die Probleme mit ihrem Gepäck oder dem Pass befürchten. Das war jetzt doch zu böse, vergessen Sie es bitte ganz schnell.“

„Ich mag sein Lächeln“, dachte sie, „das in den Augen beginnt und sich dann über das ganze Gesicht ausbreitet“, und sagte dann: „Deshalb wäre ich auch gern mit Ihnen nach Kenia geflogen. Ich bin dafür vorgesehen gewesen und habe mich auf den Einsatz sehr gefreut. Auch wenn man nicht weiß, was er tatsächlich bringt. Jetzt musste aber einer unserer Leute ganz

unvorhergesehen in die Gegend, wo Tunesien, Algerien und Libyen aneinandergrenzen.

Dort sind wieder einmal Touristen, ohne ihre Wegstrecke anzugeben, losgefahren. Derzeit sind sie abgänglich, niemand weiß, was mit ihnen los ist. Mehdi aus meiner Abteilung fährt hin. Er ist der Spezialist für die Gegend und daher muss ich zu meinem Leidwesen in Tunis bleiben.“

Zu ihrer Freude schien ihr Gegenüber bekümmert zu sein.

„Das ist schade. Ich arbeite gern mit jemandem zusammen, den ich schon ein wenig kenne und der nach bei uns üblichen Methoden vorgeht. Mit afrikanischen Kollegen habe ich noch keine Erfahrungen. Ich habe sie nur als Begleiter ihrer Politiker auf Europareisen getroffen Oft sind Tatsachen ja gar nichts, gemessen an ihrer öffentlichen Darstellung. Ein wirkliches Bild von ihrem Standard habe ich mir dabei nicht machen können.“

Die Heimfahrt wurde zum Vergnügen für Schider. Chantal fuhr zügig und über ihnen wölbte sich ein Himmel mit phantastischen Sternen und einer silbrig weißen Mondsichel.

Für seinen Geschmack waren sie fast zu schnell wieder in Tunis zurück. Chantal setzte ihn vor seinem Hotel ab und versprach, ihn am kommenden Vormittag um zehn Uhr in der Hotelhalle zu erwarten und zum Flugplatz zu bringen.

Als Schider knapp vor dem verabredeten Zeitpunkt in der